

## **Lesens- und Sehenswertes**

## Wiederkommer und Zugereiste

Sie kommen auf eigenen Beinen und eigenen Schwingen. Oder sie werden gebracht, ausgewildert, freigelassen. Was bedeutet ihr Comeback?

Claus-Peter Lieckfeld: **Die Wieder-kommer.** Erzählungen und eine Analyse. Mit Illustrationen von Lena Winkel; ca. 128 Seiten; 14,5×21,5 cm; Hardcover; 16,– €; ISBN 978-3-96194-114-8

Claus-Peter Lieckfeld erzählt vom neuen Aufeinandertreffen von Tieren und Menschen hier bei uns.

Wie kommt es dazu? Wie verhalten sich die Tiere? Wie verhalten wir uns?

Was sollten wir wissen? Lieckfeld lässt in seinen Tiernovellen ein literarisches Genre neu aufleben und analysiert die aktuelle Situation.



## Die Wiederkehr der großen Wildtiere

Die glorreichen Vier sind wieder da: Biber, Luchs, Rabe und Wolf. Der Bär hat noch Kandidatenstatus. Aber weitere kommen.

»Luchs, Wolf, Bär, Biber, Rabe – und ein paar andere wie Marderhund, Goldschakal, Waschbär und dazu noch etliche, die auch in die Kategorien der Wiederkommer und Neuankommer passen, wie Bartgeier und Waldrapp – alle zusammen sind sie



Akteure in einem Kosmos voller Schönheit und Vielfalt. Wir klatschen Beifall und fragen, kaum dass wir die Hände wieder ruhig halten: Wer

ist genehm oder gar willkommen, wer ist zu dulden, wer nicht?

Der Wolf kann bleiben, wenn er Schafe verschont. Der Luchs kann bleiben, wenn er des Jägers Rehe nicht beunruhigt. Der Biber kann bleiben, wenn er keinen Wasserschaden anrichtet. Der Bär, wenn er keine Bienenkästen flachklopft. Der Rabe kann bleiben, sofern er sich von Singvogelnestern fernhält. Und so weiter.

Ich stelle mir vor, man könnte den Wieder- und Neuankommern die Bedingungen vorlesen und sie würden verstehen. Der Rabe, als der Klügste von allen, würde nach kurzer Beratung mit Wolf, Luchs, Biber und Bär sagen: »Also gut, akzeptiert. Unter einer Bedingung: Ihr hört auf, die Biosphäre zu zerrütten und die Erde zu vergiften.«

Dann gäbe es vermutlich ein beredtes Schweigen. Und der Rabe würde sich mit einem kurzen, zweisil-

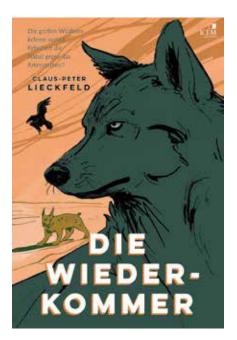


bigen Kommentar – klong, klong – aufschwingen und davonstreichen.«

Claus-Peter Lieckfeld ist preisgekrönter Romanautor (Deutscher Science Fiction Preis) und bekannter Journalist. Er hat für ZEIT, Spiegel, Stern, SZ-Magazin, mare u. v. a. m. geschrieben. Lieckfeld war Gründungsmitglied des Umweltmagazins natur und langjähriger Chefredakteur der Buchreihe Pro Futura des WWF. Bei KJM erschien zuletzt sein Roman »Die Flucht des großen Jägers« über den Wildschützen und Volkshelden Hans Eidig. (s. Rezension in ÖKOJAGD 4-2018, Anm. d. Red.)

> (Illustrationen © Lena Winkel) (Foto © C. Kaiser)





## LUCHS

Der Raureif, der sich vom Moosbach an beiden Uferstreifen in die Wälder vorschob, hatte sein Gutes. Die Laubstreu flüsterte, sehr leise, aber hörbar. Für einen Wander-Luchs.

Ein Luchs sucht mit Augen und Ohren, nur selten mit der Nase. Und der Reif ließ an diesem Februarmorgen die welken Blätter knirschen und wispern. Der gefleckte Wanderer kannte etliche Hörbilder. Unter anderen auch dieses: das unrhythmische Rascheln im gefriergetrockneten Laub. Etwa zehn Luchssprünge entfernt mühte sich ein Eichelhäher mit der verharschten Bodenkrume ab. Er grub aus, was er im Herbst im Waldboden versenkt hatte: Eicheln.

Der Wanderer wusste – eine Art eingraviertes Instinktwissen war das: Die einzige Chance, einen Häher zu erwischen, bie-

tet sich, wenn der Vogel mit Hack- und Grabarbeiten beschäftigt ist. Ein paar Herzschläge lang spannten sich die Flankenmuskeln des Kuders, und er ging auf Bauchkontakt mit dem Boden. Das geschah unwillkürlich, unwillentlich, so wie man blinzelt, auch wenn man nicht ernsthaft vorhat, in die Sonne zu schauen.

Dann zog er weiter. Durch sein Hirn war etwas gezuckt, das ein Mensch »energetische Kosten-Nutzen-Rechnung« nennen würde. Ein Häher war Kleinbeute, nichts für den großen Hunger, der ein ständiger Begleiter des Jungluchses war, seit er seine Westwanderung begonnen hatte. Aber Kleinbeute hin oder her, man brauchte auch für diese Appetithäppchen seine volle Schnellkraft und womöglich noch einen kleinen Extra-Schub, um den auffliegenden Vogel mit gestrecktem Greifschlag der Tatzen zu Boden zu peitschen.



Der Luchs fiel wieder in seinen Wandertritt, verharrte regelmäßig und oft. Das leise Knirschen unter seinen gepolsterten Sohlen hätte sonst leicht überlagern können, was er vor allem zu erlauschen hoffte: die akustischen Halbschatten, die mit Rehen einhergingen.

Rehe gab es viele. Und doch war die Rehjagd schwer. Als Heranwachsender war der Wanderer ein ums andere Mal vergebens gesprintet. Immer wieder hatte er die Distanz, auf die man an ein stehendes oder liegendes Reh anschleichen muss, falsch gewählt und dann nur noch die weißen Spiegel der Flüchtigen gesehen. Zu kurz gesprungen.

Irgendwann gegen Ende seiner Halbwüchsigkeit hatte er auf eine luchseigene Weise erkannt, dass man sich bei der Rehjagd nicht nur auf das fast einmalig scharfe Gehör verlassen durfte, sondern auch auf die kaum minder scharfen Augen. Nur wenige Lebewesen – Rehe und Menschen gehören nicht dazu – sehen auch bei schwindendem Restlicht noch scharf. Die sprichwörtlichen Katzenaugen konnten noch im Fastdunkel der Dickichte die Silhouetten der Beutetiere erkennen, konnten sie vom Hintergrund aus Fichtenschonung und Laubholz-Unterwuchs ablösen und taxieren.

Rehe dagegen sehen Bewegungen besser als Umrisse und Kontraste. Die Pirschjagd der Luchse ist der Sehweise der Rehe angepasst: Das getupfte Katzenfell verschmilzt optisch mit Waldböden und Dickicht, löst die Umrisse auf. Und die Vorwärtsbewegung auf die Beute hin erfolgt, wenn irgend möglich, so langsam, dass ein Reh – besonders wenn es arglos ist – die Annäherung nicht bemerkt. Und wenn, dann zu spät.

Dort, wo eine Verklausung – angeschwemmtes, verkeiltes Holz – den Moosbach aufstaute und das Wasser aus gut einem Meter Höhe herabstürzen ließ, hörte der Wanderer etwas durch das Wasserrauschen hindurch. Er hörte es so, wie ein Graureiher durch die Wasseroberfläche hindurch einen Fisch sehen kann: ganz auf das Begehrenswerte konzentriert, alles andere ausblendend.

Nur vier, fünf Herzschläge später erspähte der zweijährige Kuder, was er durch den Geräuschvorhang des Bachs hindurch erlauscht hatte: eine Ricke, die mit zwei fast ausgewachsenen Kitzen Wasser schöpfte. Die drei würden, sobald sie ihn bemerkt hätten, auf die nahe Fichtenschonung zuflüchten. Es wäre also angesagt, aus der Schonung heraus anzuschleichen und anzugreifen. Dann aber würde man mit und nicht, wie nötig, gegen den Wind vorrücken.

Der Wanderer wählte – nicht er wählte, sein Instinkt wählte für ihn – den Kompromiss, gewissermaßen die Winkelhalbierende aus notwendiger De-



(Fotos © R. Bernhardt)

ckung und richtiger Windrichtung. Er schob einen Halbkreis um die drei – die Ellenbogen der Vorderläufe bildeten dabei zwei Höcker über seiner Rückenlinie. Sein Atem wischte heiß über die gefrorene Laubstreu. Eine Haselmaus brachte sich raschelnd in Sicherheit – kein Geräusch, das ein Reh hören, geschweige denn irritieren könnte.

Als er den Halbkreis um die drei, die sich jetzt langsam vom Bachufer fortorientierten, geschlagen hatte, lag er genau auf der scharfen Naht des Windes, zur einen Seite Luv, zur anderen Windschatten der Fichtenschonung.

Der Wanderer wartete, wartete am äußersten Rand seiner Kraft. Er spürte, dass er die Anspannung der Oberschenkelmuskulatur nicht mehr lang würde halten können. Die vorgeneigten Pinselohren zuckten. Er schluckte trocken, schloss die Augen zu blattdünnen Sehschlitzen. Katzenaugen leuchten im Dunkeln verräterisch. Die Ricke hob den Kopf, witterte, zog die Luft hörbar ein, während sie in seine Richtung äugte.

Das war das Jetzt-oder-nie-Signal. Der Kuder wurde zum Flugbeil, das in die Drossel, den Kehlknorpel der Ricke, einschlug.

Erstmals wieder seit Beginn seiner Wanderschaft war es nicht der Hungerschrei der Gedärme, der ihn in den Schlaf begleitete. Und mit dem Schlaf kam das Wohlgefühl von Sicherheit zurück, das die Mutter verbreitet hatte, wenn sie mit freundlichem Schubsen ihn und seine Schwester aufforderte, einen Platz zu räumen, den sie für nicht kindgerecht hielt. Sei es, weil die Milane und Bussarde zu tief flogen, sei es, weil eine nicht auflösbare Ausdünstung von Gefahr in der Luft lag.

Die beiden Luchsjungen hatten sich aneinander aufgerichtet, waren ab-

wechselnd Jäger und Gejagte, fuhren sich mit nur leicht beißgehemmtem Zähnegefletsche ins Genick, rollten als achtbeiniges Knäuel über Moos- und Farnkrautteppiche, verloren sich im Brombeer-Verhau, kosteten die Angstlust aus, wenn man im Kindergalopp vor den blankgezogenen Zähnen des Geschwisters floh.

Es waren Tage gewesen, in denen Kraft und Mut wuchsen. Und Wissen. Schon in den ersten Tagen, in denen sie unter den Luchsaugen der Mutter kleine Kreise um das Wurflager unter dem Wurzelteller ziehen durften, lernten sie Lektionen aus dem großen Geräuschkosmos. Wenn ein Maulwurf schwarzen Humus durch die Decke aus Gras schiebt, das noch nachtklamm ist, klingt das anders als die Grabarbeit von Wühlmäusen, die – auch das eine frühe Lektion – jämmerlich schlecht schmeckten.

Einmal war es geschehen, dass er sich bei dem Versuch, einer Blindschleiche zu folgen, unter einer Kiefern-Luftwurzel festgefahren hatte. Seine Notschreie hatten erst die Schwester herbeigerufen, die sich seine Malaise mit schräg geneigtem Kopf und einer Mischung aus Interesse und Erschrecken angeschaut hatte. Erst ein paar Hundert Schläge seines Angstpulses später kam die Mutter und betrachtete seine Notlage lange und scheinbar gelangweilt. Erst als seine Schreie und sein Gestrampel schwächer wurden und der Sand, den er sich selbst in die Nasenlöcher schaufelte, zu krampfigem Niesen führte, teilte sie die Wurzel mit einem beiläufigen Biss.

Nur wenig später lernte er, dass man mit seinen Schnurrhaaren jede Öffnung, jede Spalte, jeden Durchschlupf haargenau ausmessen kann. Aber der Schrecken im Würgegriff der Luftwurzel war irgendwo unter seiner Katzenstirn hängengeblieben und hüpfte seither durch





die Synapsen seines Prädatorenhirns. Oft und auch zur Unzeit.

Etwas kehrte sich um: Es war seit der Gefangenschaft unter der Wurzel für den Rest seiner Kindertage nicht mehr er, sondern die Schwester, die all die Ersterfahrungen machte, die gemacht werden mussten. Lediglich wenn es darum ging, die Zähne bis zum Ansatz in Beute zu schlagen, die die Alte anschleppte, vergaß er seinen Sekundär-Rang. Für die Dauer eines Fasans oder eines Rehkitzes setzte er seinen Körpergrößenvorteil ein, der nicht sehr erheblich war, aber in den Tagen der exponentiell wachsenden Kraft durchaus bemerkbar.

Am meisten liebe ich diesen Alles-odernichts-Moment«, sagte Uwe Woltermann, der sich – ungewöhnlich an einem ländlichen Stammtisch – ziemlich hochsprachlich auszudrücken pflegte. »Also, ganz präzise: Ich meine den Moment, in dem du den Knall hörst und den Rückstoß in der Schulter spürst und weißt: Blattschuss! Das Tier liegt waidgerecht im Feuer.«

Drei von fünf nickten. »Besser ist aber noch die Vorfreude, wenn du aufm Hochsitz hockst und weißt, gleich muss er kommen ...«, gab sein Gegenüber zu bedenken, ein ehemaliger Apothekenbesitzer aus Hamburg, der aus Leidenschaft fürs Wild aufs Dorf gezogen war. Die anderen nickten abermals, und irgendwie war ja wohl beides richtig. Vorfreude und Tatfreude.

Sie saßen unter einem ausgestopften Auerhahn, dem ein Spaßvogel schon vor langer Zeit ein gehäkeltes Lätzchen umgehängt hatte, auf dem »Jäger-Stammtisch Schnepfenstrich. Seit November 1972« stand. Eigentlich sollte an diesem Februarabend der neue Abschussplan besprochen werden. Aber irgendwie war keinem danach. Die Vorgaben für

Rehwildabschuss waren noch höher als im letzten Jagdjahr, ein unangenehmes Thema!

Es gab Grundüberzeugungen am Stammtisch, festgeschrieben in einem lodengrünen Katechismus. Ein Hauptsatz daraus lautete: Ein Waidmann schießt »Wahl vor Zahl«. Er wählt aus. Er hegt. Schont die Starken, sortiert die schwachen Vererber aus. Das Wort »ausmerzen« war nicht mehr opportun. Man hatte es ausgemerzt.

Zweiter Hauptsatz: Der waidgerechte Jäger tritt an die Stelle der großen Beutegreifer, Luchs und Wolf. Horrido! Und er macht das Beste aus seinem Rehbestand. Horrido, Horrido! Er belohnt sich irgendwann mit einem Ernte-Bock, mit seinem Lebens-Bock: Starker Sechsender mit wuchtiger unterer Sprosse, lang wie die Klinge eines Hirschfängers, na ja, fast. Dreifach Horrido!

Und jetzt diese Vorgabe: Abschuss-Soll, Rehwild. Umgerechnet acht Stücke auf jeden Jagdgenossen. Unwürdig. Unmöglich. Unwaidgerecht. Ausrottungsbefehl!

Man schnaubte noch eine Weile im Kreis, deutete an, dass man sich wieder mit »Postkarten« würde behelfen müssen, das heißt mit »Abschüssen«, die nur auf dem Papier stehen. Man rügte den Unverstand »revierfremder Waldheinis«, wobei einer dem anderen den Einsatz gab.

Schließlich lobte man das neue Bier. Im Nachbarort hatte jemand, dem Trend nach Regionalität und Süffigkeit folgend, eine Kleinbrauerei aufgemacht. »Ein Prosit auf das neue Dorfbier und Waidmannsheil für die neue Saison«, toastete der stellvertretende Revierleiter und ehemalige Bürgermeister.

Man schnapste aus, wer die Abschiedsrede für einen Waidgenossen aus dem Nachbarkreis halten sollte, der in die ewigen Jagdgründe eingerückt war.

Man bemängelte die Wildschutzzäune am neuen Autobahnabschnitt. Man witzelte darüber, dass in der nahen Kreisstadt mehr junge Frauen als Männer zur Jägerprüfung drängten.

»Demnächst werden wir Waidfrausheil statt Waidmannsheil sagen müssen«, gluckste einer. Woltermann gab zu bedenken, dass Diana eine »In« ist, Jagdgött-in. »Aber St. Hubertus ist immer noch Mann«, plätscherte es zurück. Kurzum: Man drückte sich, summa summarum, um qualifizierte Kommentare zum neuen Reh-Abschussplan.

Das ging gut genug, denn schon bald schwappte der Alkoholpegel jener Schummergrenze entgegen, jenseits derer kein klarer Gedanke mehr zu fassen ist

Dass der Abend dann doch noch besonders wurde, lag am verspäteten Eintreffen von Kreisjägermeister Echternach. Er trat an den Tisch, ohne zuvor seinen Lodenanorak abzulegen, und warf die neueste Ausgabe der Lokalzeitung aufgeklappt in die Runde. »Da! Nu isses so weit!«

Echternach nahm die Zeitung, nach der gleich drei gegriffen hatten, wieder an sich und las laut: »In die Fotofalle gegangen! Der erste Luchs seit 135 Jahren im Moosbachtal. Ulf Meyn vom BUND für Umwelt und Naturschutz, zugleich Vorsitzender der Kreisgruppe Bündnis 90/Die Grünen, freut sich: ›Ein Stück Wildnis kehrt zurück! Herzlich willkommen!«

Es war eine Weile still. Seltsamerweise nicht nur am Jägerstammtisch, sondern auch an den umliegenden Tischen und hinterm Tresen, so als sei Schweigen etwas Virales, das sich unsichtbar und unmerkbar überträgt. Dann sagte der Überbringer der Botschaft, den Zeigefinger auf dem Foto:

»Da, im Hintergrund ... das ist doch ein Jagenstein, mit Moos drauf! Das ist doch in Uwes Revier. Oder?« Uwe Woltermann verschluckte sich und hustete Bierschaum auf den Tisch. Der Schaum lag wie ein weißes Menetekel auf der Eichenholzplatte: »Idiot, dieser Meyn, dieser grüne Holzkopf! Willkommenskultur ... wa?!« raunzte er. Der Abend endete in Aufruhr, in innerem Aufruhr.

Der Wanderer wusste, dass Reh in süßlicher Fäule fast noch besser schmeckt als blutfrische Beute. Dreimal hatte er den Rehkadaver im Humus unter den Schwarzerlen verscharrt und wieder ausgegraben.

Und natürlich hatte er den Fuchs bemerkt, der sich seitlich verdrückte, sobald und sooft sich der Kuder seinem Riss näherte. Es war ein alter Fuchs, der sich über das zähe Fleisch hermachte,



das schwer ablösbar war von den Knochen

Die große Nachtischlektion hatte der Kuder von seiner Mutter gelernt, einer exzellenten Jägerin: Wenn die Beute abgefieselt und zusammengenagt ist, dann ist sie immer noch gut als Köder. Der Luchs hatte sich einige Körperlängen vom halb aufgedeckten Rehbalg entfernt in eine Bodenwelle geduckt, dieselbe, aus der heraus er vor Tagen zum erfolgreichen Sprint auf das Reh losgeschossen war. Der Wind wischte über seinen Körper, der mit Pfeifengras, Laubstreu und Sternmoos verschmolz, und nahm nicht die leiseste Ahnung von Katzengeruch mit sich fort. Lediglich die Ohrspitzen des Wanderers ragten wie zwei Pinsel über die Strauchdecke, fast unsichtbar im Dämmerlicht. Der junge Kuder war der Unsichtbarkeit so nahe, wie nur irgend luchsmöglich.

Der Fuchs sah die Schleichkatze nicht. Er hatte sich matt und staksbeinig in die fast ausgeräumte Bauchhöhle des Kadavers geschoben, und die Geräusche von reißenden Sehnen und schnalzenden Fleischflaxen verschlossen sein Gehör, das eigentlich scharf war, scharf genug, um Mäuse unter einer Schneedecke zu orten.

Der Kuder flog heran. Die längeren Hinterläufe peitschten den Raureifboden. Eine Kristallwolke stieg auf, kaltes Pulver rieselte nieder. Der Fuchs warf sich auf, versuchte mit Rückwärtsschub aus dem Gittergefängnis des Rehgerippes zu entkommen. Zu spät.

> Das Barthaar des Kuders strich über das rote Fell des kleinen Jägers, bildete in Hundertstelsekunden die Beute genauer ab, als ein Blick es hätte tun können. Dann gruben sich die Eckzähne der Katze in die

Fuchskehle, es knackte, der alte Rüde machte eine Aufbäumbewegung, von der er schon nichts mehr spürte.

Und wenig später lag ein roter Balg in der zerrissenen Rehdecke, so wie altes Wollfutter in einem Mantel.

In einiger Entfernung saßen Rabenkrähen, die, scheinbar teilnahmslos, alles im Blick hielten. Nur ihre Nickhäute, die ein wenig hektisch über die Pupillen wischten, verrieten ihre Begehrlichkeit.

Als die Krähen plötzlich aufflogen hektisch, sodass die Erlenzweige, auf denen sie gehockt hatten, wippten und Raureif zu Boden rieselte -, fuhr der Luchs auf und erstarrte gleich darauf von der Nasenspitze bis zum stumpfen Ende des Stummelschwanzes. Krähen fliegen auf oder bleiben hocken, krächzen oder bleiben stumm, unwichtig. Aber wenn sie in einer Weise aufstoben, dass die Wucht des Abflugs ihnen vereinzelt Federn aus den Schwingen riss, dann ist das ein Warnschrei.

Der Luchs verharrte und fixierte einen hochbeinigen Kasten von der Art, wie er schon manche gesehen hatte, meist an Lichtungen, immer bedeutungslos, wie ein vom Sturm enthaupteter Baum mit langen Luftwurzeln.

Drei Tage und zwei Nächte zuvor lag Uwe Woltermann ermattet in seinem Bett – nach gefühlten ein Dutzend Schlafunterbrechungen. Da war ein Albtraum, der sich immer wieder erneut einstellte, ein Albtraum, der sich offenbar nicht zu Ende träumen ließ, der klebrig war und sich an seinen müden Körper hängte. Irgendetwas Großes – eher Säbelzahntiger als Luchs und dennoch Luchs – fauchte heran und riss seinen Zukunftsbock, den er sich für das kommende Jahr aufgespart hatte. Und, fatal, er fraß auch das traumschöne Gehörn. Ließ die wunderbar wulstigen Rosen knackend im Löwen-Leoparden-Tiger-Luchs-Monster-Rachen verschwinden, knickte die Gehörne wie Salzstangen, ließ die weiße Schädelplatte splittern. Das nackte Grauen hätte nicht nackter sein können.

Von dem Splittergeräusch erwachte er, immer wieder.

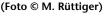
Als es draußen dämmerte, schon deutlich früher als noch zum Jahreswechsel, langte er nach der Nachttischlampe und las zum vierten oder fünften Mal den Artikel in der Jägerzeitschrift, Überschrift: »Pinselohr ist zurück«.

Zwei Zeilen hatte er sich schon am Vorabend unterstrichen: »Luchse selektieren nicht unbedingt auf schwache und kranke Tiere; sie erbeuten, was sie in möglichst kurzem Sprint erreichen können. Und wenn es ein gutes Stück ist, dem sie sich, den Bauch tief an den Boden gedrückt, nach Möglichkeit bis auf 20 Meter nähern können, fällt eben ein guter Vererber oder eine kräftige Ricke und nicht der Kümmerer, der etwas weiter entfernt steht.«

Wie nun, wenn ausgerechnet sein Lebensbock in kurzer Luchs-Sprintentfernung stand? Das Gehörn würde irgendwo, von Algen überzogen, in den Waldboden einsinken. Der Platz in seinem Jagdzimmer unter einem Kronenzehner-Hirschgeweih – zwischen einem Paar in Goldbronze gefassten Wildschwein-Hauern und einer ausgestopften Bekassine -, dieser Weiheplatz müsste leer bleiben.

Als er sich Kaffeepulver in den Henkelpott mit der Aufschrift »Jagen und Fangen, das ist mein Verlangen« gelöffelt hatte, fiel ihm wieder ein, was Jagdkamerad Mahlmann kürzlich gesagt hatte, an jenem denkwürdigen Abend Anfang Februar unter dem Auerhahn: »Du kennst doch das dreifache Sch ... oder? Schießen, scharren, Schnauze halten.« Natürlich kannte er das dreifache Sch. Aber Luchs war eine streng geschützte Art. Mindestens so geschützt wie Wolf und fast so wie Bär.

Er hatte keinen Schallschützer, keiner weit und breit hatte so etwas, seines Wissens. Mal davon abgesehen, dass deren jagdlicher Einsatz verboten war. Wie, wenn irgend so ein grüner sentimentaler Spinner ihn beim zweiten Sch, also beim Verscharren, überraschen würde? In Thüringen hatte jüngst jemand eine aberwitzig hohe Geldstrafe zahlen müssen. Gut, die war dann aus der Kame-







radschaftskasse bezahlt worden. Aber immerhin. War es das Risiko wert?

Seine verstorbene Frau hatte oft gesagt: »Uwe, du bist nicht mit mir, du bist mit der Jagd verheiratet!« Fein beobachtet! Und es wäre ihm wie Ehebruch vorgekommen, einen hergelaufenen Rehkiller im fleckigen Tarnanzug seine Jagd zerfleddern zu lassen. Ehebruch? Mindestens Treuebruch!

Irgendwann zwischen Abendessen und ARD-»Tagesthemen« sagte sich Woltermann: »Du bist nicht vierzig Jahre Jäger, um dir im einundvierzigsten die Krone wegnehmen zu lassen, deinen Lebensbock, den Lohn geduldiger Hege. »Du bist Waidmann, Uwe! Bleib es!«

In dieser Nacht schlief er gut. Nur einmal erwachte er, und das lag nicht an den Wunschtraumbildern von seinem Erntebock, dem mit dem dunkelbraunen Gehörn, der perfekten Perlung und den starken Rosen. Nur ein einziges Mal erwachte er. Für acht Schritte zum Klo und acht Schritte zurück. Einschlafend kicherte er, aber nur ein wenig. Ihm war ein Kalauer eingefallen, der jägerstammtischwürdig war:

»Ich werde doch diese Perlung nicht vor die Säue werfen.«

Die BUND-Ortsgruppe hatte zu einem Info-Abend »Luchs und Wolf in unseren Wäldern« geladen. »Aus gegebenem Anlass«, wie ausdrücklich vermerkt wurde. Er, Woltermann, und Duzfreund Mahlmann hatten die Ortsjägerschaft vertreten und waren als solche namentlich vom Naturschutz begrüßt worden.

Woltermanns Jagdkumpan Mahlmann hatte sich im Anschluss an den Power-Point-Vortrag zu Wort gemeldet und versichert, dass die Jägerschaft die Rückkehr des europäischen Luchses »voll und ganz« begrüße. Und Uwe Woltermann war womöglich der Einzige im Saal, der diesen Gruß als strategische Lüge erkannte. Aber es war eine gute, eine waidgerechte Lüge. Die Not hatte sie, die hegenden läger, dazu gezwungen, sich taktisch klug zu verhalten - angesichts der Notlage, dass nun große Beutemacher ihre Hegearbeit zu zerrütten drohten. Überhaupt, das Wort »Not« war in aller Jäger Munde, gern auch in der Zusammensetzung mit »Wehr«. Elektrisiert hatten Woltermann die Fotofallen-Aufnahmen, Infrarot-Nachtaufnahmen, die immer denselben Kuder zeigten, leicht am Fleckenmuster zu erkennen. Der Luchs zog immer in die gleiche Richtung. Er war eindeutig zur Schwarzerlen-Dickung unterwegs, dem Lieblingseinstand der Rehe. Seiner Rehe! Und auch der Sechsender, dessen Gehörn sicherlich von »sehr gut« im zurückliegenden Jagdjahr auf ȟberragend« im kommenden aufstocken würde, stand vorzugsweise bei

den Schwarzerlen. Gefahrenstufe Rot.

Uwe Woltermann spürte unabweislich, dass es Zeit war zum Handeln.

Er würde mit niemandem sprechen. Wenn es hart auf hart käme, könnten alle, alle außer ihm selbst natürlich, glaubhaft versichern, sie wüssten von nichts.

Woltermann warf noch einen letzten Blick durch sein lichtstarkes Glas und war im Begriff, den Rest von Tageslicht dranzugeben. Es war eben nicht sein Tag. Doch dann flatterten Krähen auf, die er zuvor nicht gesehen hatte, sie ließen sich geräuschvoll auf der anderen Seite der kleinen Lichtung nieder.

Und dann sah er den Kopf eines Luchses, aus dessen Fang etwas verhältnismäßig Großes, Rostrotes hing. Ein Fuchs? Ein Fuchs!

Woltermann spürte, dass sein Herz zwei, drei Schläge verstolperte. Er atmete tief, das half. Dann schob er seine Savage-Arms-Repetierbüchse so weit aus dem Schlitzfenster des Hochsitzes wie nötig war, um ...

Die Savage machte, als sie über die Fassung des Hochsitzfensters geschoben wurde, ein Geräusch, das kein Mensch auf Distanz hätte hören können. Wohl aber ein Luchs. Von der Katze bemerkte Woltermann nur noch einen Schatten, der sich im Weichbild des dämmrigen Waldes auflöste. Geräusche waren keine zu hören.

Woltermann quälte sich die Hochsitzleiter hinab. Eine schon vor Jahren verpfuschte Lendenwirbeloperation machte ihm die Jagdleidenschaft oft zur Leidenschaft im Wortsinne. Besonders an kalten Tagen. Im Pfeifengras lag neben einem Rehkadaver, den er schon am Vortag bemerkt hatte, ein Fuchs mit zerfetzter Kehle. Uwe Woltermann beschloss, den Balg präparieren zu lassen, sodass man den Kehlbiss und den aufgerissenen Schlund würde sehen können.

Es gab Tage, und der Tag, an dem er den Fuchskadaver zum Präparator fuhr, war so einer, an denen es Woltermann in den Treibsand seiner Gedanken zog, und das mit einer quälenden Unerbittlichkeit, die sich meist mit beidseitigem Schläfendruck ankündigte.

Er war in dem Alter, in dem man schon mal diese »Zum-letzten-Mal«-Gedanken hat. Zum letzten Mal, dass er nach Ungarn auf einen Hirsch anreisen würde. Die Preise waren drastisch gestiegen seit seinem ersten Vielender aus den östlichen Wäldern vor dreißig Jahren. Zum letzten Mal schon wegen der Wirbelsäule, die immer mehr aufhörte, ihn aufrecht zu halten, und die zur Krücke wurde, krumm und schmerzlich. Der Rücken sagte Nein, aber die Reise war gebucht, einschließlich Abschussgenehmigung.

In seinen jüngeren und auch noch in den mittleren Jahren war er ein guter Pirschjäger gewesen, einer, der in der Königsdisziplin des Waidwerks unterwegs war, einer, der Wild erlegte, nachdem er es erfolgreich beschlichen hatte. Damals, in jenen Horrido-Tagen, hatte er eine wilde und häufig auftrumpfende Verachtung für all jene, die – wie er sie nannte – »Heckenschützen-Lauerjagd« vom Hochsitz aus betrieben. Dass er, er, der Pirschjäger, der Freihandschütze, reuig auf die Hochsitze zurückgekrochen war, lag nun auch schon rund zwanzig Jahre zurück. Zwanzig Jagdjahre.

Woltermann zählte die Jahre in bestimmter Kennung: das Jahr, in dem ich den starken Keiler im Erlengrund erlegt habe, das Jahr, in dem ich Streckenkönig bei der Drückjagd im Hofmark-Forst geworden bin, das Jahr meines ersten Ungarnhirsches. Selbst das Todesjahr seiner Frau war für ihn, wie er kürzlich mit einigem Entsetzen und mit heftigem Anflug von Scham festgestellt hatte, das Jahr, in dem ich im Herbst zur Elchjagd nach Schweden eingeladen wurde.

Es gab wenig andere biografische Landmarken. Sein Beruf, Geschäftsführer in einem mittelständischen Betrieb für Taucherequipment, war einförmig und ereignisarm wie das Leben einer Seeanemone, die festgewachsen auf einem Riff sitzt und tagein, tagaus das gleiche Salzwasser fächelt. Er selbst war nur einmal getaucht, unter betrieblicher Anleitung und sozusagen pflichtgemäß. Auf den Malediven. Dienstreise. Die Unterwasserfauna war eindrucksvoll, aber nicht jagdbar.

Ach, die Jagd und das Jagdbare! Am letzten Weihnachten hatte ihn seine Tochter mit großer Unerbittlichkeit gefragt, was ihn denn am Töten, sie sagte »Töten«, nicht »Jagen«, so begeistere.

Er hatte um Bedenkzeit gebeten, hatte von Heiligabend bis zum Abend des Zweiten Weihnachtstages nachgedacht, mit Unterbrechungen, in denen er seine Fertigkeiten an Topf und Pfanne zelebrierte. Tiefkühltruhenwild. In diesem Jahr Wildschwein, mit Lorbeer, Rosmarin, Muskat und einem Rotwein aus der Côtes du Luberon, der eigentlich als Körper einer Sauce zu teuer und zu gut, aber gerade deshalb Woltermanns »Zaubertrank am Herd« war, was er gern verriet, wenn das Resultat ausreichend gelobt wurde.

Nach dem Mahl – die Tochter hatte sich nicht davon abhalten lassen, abzudecken und den Aufwasch zu machen – hatte er noch in Ortega y Gassets berühmten »Meditationen über die Jagd« gelesen und sich die Stelle markiert, in der der spanische Philosoph und Essayist die Jagd als »Rückkehr ins ursprüngliche Menschsein« feiert, als lustvolle Regression. Würde das der Tochter erklären,



was er selbst nicht erklären konnte?

Schließlich hatte er mit der Ernsthaftigkeit eines Bewerbungsgespräches, über Buchweizentorte und arabischen Mokka hinweg, versucht, »es« der Tochter nachvollziehbar zu machen. Aber es blieb »Es«, das Freudsche »Es«: das Verdrängte. Zugleich Gefäß für alle Triebe, die auf Befriedigung drängen. Nein, es war nicht gut zusammengefügt, was Woltermann – die Wildschweinlende, die Buchweizentorte und Ortega y Gasset verdauend - bei Kerzenschein und Mokkaduft von sich gab. Die Tochter, Anglistik- und Sportstudentin im vierten Semester, hatte ihn zwar nicht an den weichen Flanken seiner Wild- und Selbstschutzrede ins Fleisch geboxt. Aber am Ende seiner Suade schaute sie ihren Vater lange, fast mitleidig an. Schließlich hob sie den Blick winkend auf seinen Ungarischen Vierundzwanzigender mit Goldplakette: »Und dafür verplemperst du mein Erbe!«

Woltermann schluckte, hustete Krümel der Buchweizentorte in den Adventskranz, und ehe er noch etwas entgegnen konnte, sagte die Tochter »Scherz, Papa! Sche-heeerz! Du hast es Mama nicht erklären können, du hast es dir nicht erklären können. Und wie denn auch mir?«

Schließlich erinnerte die Tochter, bestrebt, das Tiefgründeln über Leben und Tod zu beenden, daran, dass der Vierundzwanzigender in ihren Kinderjahren in den Vorweihnachtstagen als Geschenkaufhänger herhalten musste. Vierundzwanzig Tage, vierundzwanzig Sprossenenden, vierundzwanzig Päckchen. Er, Vater, hatte jedes Mal protestiert – »schließlich nimmt man eine Trophäe auch nicht als Wäscheständer!« – aber seine Frau hatte gekontert: »Ich wische den Staub von diesem Knochengestrüpp. Dann soll es aber auch einmal im Jahr zu was gut sein.«

Sie lachten beide. Es war ein guter Zweiter Weihnachtsabend.

Der zweijährige Kuder war die ganze Februarnacht – die für Luchsaugen hell erleuchtet war von einem halben Mond – weitergezogen. Mal prickelte Nadelstreu unter seinen Tatzen, mal massierte hart gebackener Lehm die Ballen an Vorder- und Hinterlauf, dann wieder wischte sein Bart feine Tropfen aus dem Sprühnebel, der im Morgengrauen an den Ästen und Stämmen zu Raureif gefror. Es war gutes Luchswanderwetter.

Im ersten Frühlicht verharrte er. Von beiden Seiten wehte ihn ein rachitisches Fauchen an, während zugleich ein Blitzen durch das Gipfelgeäst der Buchen flackerte. Die Autobahn machte hier fast eine vollständige U-Kurve, in die hinein der Kuder vordrang. Er hatte dergleichen schon erlebt, und er wusste, dass es ungut ist. Auf den topfebenen Bändern kamen die Rasenden herangeheult, rissen riesige Katzenaugen auf und verschwanden mit blutroten Hinterteilen. Manche zogen eine Schleppe von Gestank hinter sich her. Alle rannten sie schneller, als Reh oder Hirsch davonstürzen können, die schnellsten fast so schnell wie jagende Falken.

Er kannte das, doch nie zuvor war dieses Fauchen, so wie jetzt, gleichmäßig von zwei Seiten gekommen. Konnte man den Rasenden ausweichen, wenn sie auf beiden Seiten rannten?

Er lief auf der eigenen Fährte zurück, verkroch sich unter dem Wurzelteller einer vom Sturm geworfenen Kiefer und verschlief den Morgen.

Im Dämmer zwischen Traum und Tag war er wieder auf den Schlichen seiner Jugend, die jetzt hinter ihm lag. Die kleine Jagd, die auf Mäuse, Eichhörnchen und Ratten, war leicht – zumal dann, wenn man deren Laufwege kannte.

Da war wieder, im Traum größer und lichtgebadet, die Schneise zwischen Buchen- und Erlenbruchwald unweit seines Geburtsplatzes. Für Eichhörnchen gab es keine Möglichkeit, die Lücke sicher in einer der höheren Baumetagen zu überqueren, sie mussten mit possierlichem, aber den Lauf verzögernden Schwanzgewedel über den Boden hoppeln. Wenn man im Verhau aus Weidenröschen, das den Bruchwald säumte, kauerte, lange genug wartete und schließlich einem der schlechten Läufer entgegensprang, war das immer eine sichere Sache - wenngleich nur ein Appetithappen. Einen Dachs konnte man nicht wie ein Reh seitlich und aus vollem Lauf anspringen, man musste ihn, er hatte das bei seiner jagenden Mutter gesehen, mit einem Prankenschlag auf den Rücken werfen, um seine Kehle durchschneiden zu können. Der erste Dachs des Kuders wollte sich keineswegs in seine Opfer- und Beuterolle fügen und hatte dem Jungluchs eine scharfe Grabkralle über die Nase gezogen, noch ehe dieser zubeißen konnte.

Die Wunde war nur langsam verheilt, die Erinnerung gar nicht. Der Wanderluchs war fortan Dachsen ausgewichen, was leicht war, weil deren unverkennbares Schnaufen und Niesen beim Abendessen-Suchtrab schon auf Distanz zu hören war.

Bei Ratten hatte er es zu früher Meisterschaft gebracht. An einem waldgesäumten Fischteich, am Rande des Reviers seiner Mutter, hatte ein Teichwirt große Mengen Fischmehl und getrocknete Stinte in einem Schuppen gebunkert, zu dem sich Ratten Zugang verschafft hatten.

Es war vergebliche Müh, die einschlüpfenden Ratten erwischen zu wollen, sie waren flink genug, um sich in Sicherheit zu bringen, lange bevor man in Schlagdistanz war. Anders war es mit den herausschlüpfenden Ratten, die sich dickbäuchig und ausgiebig witternd ins Freie zwängten. Leichte, sichere Beute. Man musste nur den eigenen Reflexen widerstehen und die Geduld aufbringen, die hungrigen Ratten ziehen zu lassen, nur um sich dann an die satten zu halten.

Seine Schwester, die ihm bis in die frühe Jugend körperlich überlegen war, hatte Neigung und Fähigkeit entwickelt, gründelnde Enten zu schlagen. Sie wartete, bis eine Stockente, den Bürzel hochgereckt, die Unterwasserflur abzuzupfen begann. Dann schaffte sie es, mindestens bei jedem dritten Sprung, eine Ente aus dem flachen Wasser zu ziehen. Er selbst erbeutete nie mehr als ein Maul voll Federn und gab die Wasservogeljagd schließlich auf.

Besser lief es mit den Ringelnattern, die, dottergelb gepunktet zwischen





Kopf und Leib, durchs Wasser schlängelten auf der Jagd nach Fröschen und Kröten. Es wäre vertane Zeit gewesen, sie von der Wasseroberfläche aus abzugreifen, er hatte es versucht und schnell gelernt. Aber es gab den Moment, in dem sich die Amphibienjäger aus dem Wasser an Land schoben und dabei jedes Mal kurz verharrten. Man musste nur die Richtung einer schwimmenden Natter erfassen und sich dort positionieren, wo sie aufs Ufer stoßen würde. Der Kuder hatte sich nach einiger Übung um kaum mehr als die Länge seines Halbschwanzes bei der Bestimmung der Anlandestelle getäuscht.

Eine womöglich noch sicherere Jagdstrategie bestand darin, eine Natter zu belauern, bis sie einen Frosch gepackt hatte und dann fast bewegungsunfähig dalag und würgte. Eine solche Ringelnatter konnte man auflesen wie einen Regenwurm von hart gebackenem Lehmboden.

Ihn weckte gegen Mittag das Wispern von Wintergoldhähnchen, leise und hochfrequent wie eine Mäuse-Philharmonie.

Er streckte sich und wandte sich westwärts. Von dort kam das böse Lärmen der Schnelltiere, jetzt nur noch einseitig. Es sollte also eine Möglichkeit geben, zwischen den Rasenden hindurch voranzukommen. Es war schon einige Male gelungen, wenngleich mindestens zweimal nur knapp. Das letzte Mal hatte ein besonders großes Schnelltier noch seine Schwanzspitze touchiert. Schmerzhaft, aber keine folgenschwere Attacke.

Am dritten Tag nach dem Fuchs, von dem ihn ein Geräusch im Flüsterton der Dringlichkeit vertrieben hatte, fuhr es dem Kuder abermals in die Glieder. Von irgendwoher, grob in Laufrichtung, kam ein langgezogenes »Maooo«. Dieser gestöhnte Ruf löste einen Schauer aus, war wie süßer Kitzel, wie Muttermilch- oder Arterienblut-Trinken mit geschlossenen Augen. Der Ruf war unerbittlich. Der Ruf einer Luchsin in Ranz-Stimmung.

Der Kuder wechselte in einen rollenden Trab. Das Ohren- und Augentier Luchs versuchte, was es selten tat, auch der Nase nachzulaufen, trachtete danach, Geruch und Geräusch zu einer Marschzahl zu verrechnen. Da war es wieder, dieses »Maooooo«, dieses Mal noch langgezogener als zuvor. Er ließ eine Amsel entkommen, die sich in panischer Flucht im Waldreben-Filz verfing, schenkte entferntem Hundegebell keine Aufmerksamkeit. Er lief, lief, lief, durchmaß eine große Windwurf-Kahlfläche, ohne jeden sichernden Seitenblick. Der Wind kam jetzt böig und kurzatmig, täuschte mal große Nähe der Lautquelle, mal größere Entfernung vor. Und plötzlich roch es mit jeder Körperlänge, die sich der Kuder voranschob, bezwingender.

Irritierenderweise gab es nirgends ein Trittsiegel, das zu dem Duft hätte passen können, und auch kein eingesprühtes Gebüsch in Nasenhöhe.

Über seine Flanken liefen kleine Wellen, das Herz pumpte wie sonst nur unmittelbar vor einem Beutespurt. Er riss das Maul auf, biss in die Luft, schloss kurz die Augen, als gelte es, ein inwendiges Bild zu betrachten. Und plötzlich war da wieder dieses raue, kratzige »Maooo«, jetzt sehr laut. Der denkbar heißeste Ruf der Wildnis.

Dann sah er sie. Braunhelles Fell, scharf konturierte Dunkelpunkte. Und sie fixierte ihn. Er beschleunigte, und erst als er die Luchsin fast erreicht hatte, bemerkte er, was er unter normalen Umständen sofort bemerkt hätte. Stahl-Maschenzaun. Ein Netz aus Geflecht, dick wie ein Fangzahn. Er stemmte die Vor-

derläufe in den Boden, erstarrte in der Bewegung und tippte dann mit der Katzenstirn gegen das Drahtgeflecht.

Die Luchsin kam ihm vier, fünf kleine Schritte entgegen, drückte nun ihrerseits die Stirn gegen das Gitternetz. Sie roch unwiderstehlich.

Woltermann hatte nichts von seiner Beinahe-Beute erzählt. Am Stammtisch nicht und nicht seiner Tochter, mit der er zweimal die Woche skypte. Den Fuchs brachte er, umsichtig wie er nun mal war, zu einem Präparator in achtzig Kilometer Entfernung. Auch Mumien könnten etwas ausplaudern.

Und dann gab es noch ein Nachspiel. Die Leiterin des Wildparks Moosbachtal hielt einen Luchs-Fellfetzen in die Kamera des Lokalreporters und ließ sich mit den Worten zitieren: »Ein Wanderluchs muss versucht haben, unseren stromgeladenen Zaun zu überwinden. Unsere Luchsdame Slavia ist rollig, wie immer Ende Februar. Der Luchs ist dann wohl mit dem Halsfell oben an der Auswärts-Krümmung der Drahtbarriere hängen geblieben. Im unteren Zaunbereich haben wir Blutkleckse gefunden. Aber nur wenige. Wir warten auf die gentechnische Analyse.«

Woltermann war zufrieden. Zumal von Wolfsrudeln bisher nicht die Rede war. Um den Pracht-Sechsender, den mit den Perlen auf schwarzem Grund und den perfekt justierten Stangen, würde er sich in ein paar Monaten kümmern, sobald die Bockjagd wieder offen sein würde. Über allen Wipfeln war wieder Ruh. Und, wichtiger noch, darunter auch.



Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Autor und Verlag